
PERFORMANZ/FAME

Über Wissenschaftskommunikation

von THOMAS WAITZ

Fast jede Person, die medienwissenschaftlich tätig ist, kommt früher oder später in die Verlegenheit – oder in die Versuchung –, Journalist*innen Auskunft zu geben: über die eigene Arbeit, oder zumindest über Gegenstände, von denen Redaktionen annehmen, dass sie zur fachlichen Expertise gehören. Zwar findet Wissenschaftskommunikation auf vielen Feldern statt, vom Science Slam bis hin zu Social Networking Sites. Doch spielt die Erzeugung journalistischer Aufmerksamkeit nach wie vor eine zentrale Rolle. Das gilt selbst dort, wo dies, wie im Falle der Medienwissenschaft, eher auf Sendeplätzen und in Formaten des Kulturjournalismus geschieht und nicht in den zahlreichen wissenschaftsjournalistischen Programmen, die Psychologie, Medizin oder Naturwissenschaften vorbehalten bleiben.

Dass viele medienwissenschaftliche Gegenstände aus dem Alltag vertraut scheinen, erweist sich dabei als Glücksfall und Problem zugleich. Als Glücksfall, weil es oft nicht schwerfällt, die Relevanz der eigenen Forschung zu vermitteln – vor allem wenn sich diese auf Filme, Fernsehserien oder aktuelle Internetphänomene bezieht. Als Problem, weil die journalistische Herangehensweise, Gegenstände zu suchen, die im Alltag oder in öffentlichen Debatten präsent sind, und zu fragen, was wohl <die Wissenschaft> dazu sagt, aus mindestens drei Gründen heikel ist. Erstens bilden Journalist*innen – das eint sie mit Medienwissenschaftler*innen – eine sozioökonomisch recht homogene Gruppe,¹ deren professionelle Aufmerksamkeit mit selten reflektierten Werturteilen der eigenen Bezugsgruppe korrespondiert. Zweitens ist diese Aufmerksamkeit an aktuelle Konjunktoren gebunden, was dazu führt, dass grundlegende Themen journalistisch kaum Niederschlag finden. Und drittens erweist sich die Idee, Gegenstände aus der Empirie zu entnehmen und dann nach ihrer <wissenschaftlichen Einordnung> zu fragen, als inkompatibel zu dem in der

¹ Vgl. Viel Wille, kein Weg. Diversity im deutschen Journalismus. Ein Projekt der Neuen deutschen Medienmacher*innen, Berlin 2020, neuenmedienmacher.de/fileadmin/user_upload/2020/05/20200509_NdM_Bericht_Diversity_im_Journalismus.pdf (22.12.2022).

Medienwissenschaft dominanten epistemologischen Modell, das Theorie und Gegenstände auf einer Ebene verortet und die scheinbar <selbstverständliche>, <gegebene>, <natürliche> Vorgängigkeit von Welt verneint.

Daraus resultiert ein Grundkonflikt, der zwischen Journalist*innen und Medienwissenschaftler*innen notwendig zu Enttäuschungen und Missverständnissen führt. Denn dort, wo für viele Wissenschaftler*innen Nachdenken und wissenschaftliches Fragen erst beginnen, erhoffen sich Journalist*innen bereits Antworten – und zwar bevorzugt solche, die nicht gleich sämtliche Prämissen des eigenen Denkens für obsolet erklären. Gerade in der Medienwissenschaft gehört jedoch zum sorgsam gepflegten Selbstbild, die eigene Aufgabe weniger im Formulieren von Antworten denn im Stellen von Fragen zu sehen und sich einem hypoleptischen Diskurs zu verpflichten. Dieser verhält sich suchend, tastend und fragend gegenüber einer <Welt>, die in ihrer vorwissenschaftlichen Erscheinung als durch und durch problematisierungsbedürftig gedacht oder gar, wie von Joseph Vogl, als «antwortförmig»² und damit falsch verworfen wird. Das journalistische Bedürfnis nach Auskunft kommt angesichts einer solchen zum Habitus geronnenen Fachkultur denkbar ungelogen – auch wenn selbst wohlwollende Beobachter*innen werden einräumen müssen, dass Vogl selbst selten davor zurückschreckt, bereitwillig Antwort zu geben, allerdings abseits eines von Zeitdruck und engen Produktionsbedingungen bestimmten journalistischen Arbeitsalltags. Dieser Arbeitsalltag – auch das eint die journalistische mit der wissenschaftlichen Sphäre – stellt sich als hochgradig prekär dar.³

Das wird etwa dann deutlich, wenn frei beschäftigte Journalist*innen in Interviews sorgsam darauf bedacht sind, <passende> O-Töne für Beiträge, die sie im Kopf längst mühsam gebaut, geschnitten und an eine Redaktion verkauft haben, herauszukitzeln. Wer in einer solchen Situation das Interview mit einer offenen Gesprächssituation verwechselt und sich aufschwingt, getreu der disziplinären Tradition erst einmal mit großer Geste die problematischen Prämissen der Fragenden in Zweifel zu ziehen, darf sich zwar als Sand im Getriebe geistiger Bequemlichkeit fühlen. Ein Beitrag wird so aber nicht daraus, wie ich selber erfahren durfte, nachdem ich in einem Interview für ein öffentlich-rechtliches Kulturmagazin die Frage, wie ich denn den Widerspruch erklären könne, dass ein großes, gewinnorientiertes Unternehmen wie Netflix eine kapitalismuskritische Fernsehserie wie *Squid Game* produziere, mit dem Hinweis beschied, *Squid Game* sei überhaupt keine Kapitalismuskritik, und das dann in einem länglichen Referat begründete. Nach einer Stunde endete das Interview, und ich verließ es, wie ich überheblich dachte, als intellektueller Sieger. Vom Journalisten oder dem fertigen Beitrag hörte ich jedoch nie wieder etwas. Das schmerzte, denn ich hatte einiges an Zeit für die Vorbereitung des Termins aufgewendet. Einige Wochen später fand ich mich in einer Weiterbildungsreihe zur Wissenschaftskommunikation wieder und lernte: Je länger ein Interview dauere, desto schlechter sei das.

² Joseph Vogl: «Das Zaudern ist ein Suchlauf in der antwortförmigen Welt». Ein Gespräch über ökonomisches Wissen, Askese als Subjekttherapie und das Lachen Franz Kafkas, in: Barbara Gronau, Alice Lagaay (Hg.): *Ökonomien der Zurückhaltung. Kulturelles Handeln zwischen Askese und Restriktion*, Bielefeld 2010, 235–248, hier 237.

³ Vgl. Thomas Hanitzsch, Jana Rick: *Prekarisierung im Journalismus. Erster Ergebnisbericht März 2021*, Institut für Kommunikations- und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität, München 2021, [ifkm.uni-muenchen.de/lehrbereiche/hanitzsch/projekte/prekarisierung.pdf](https://www.ifkm.uni-muenchen.de/lehrbereiche/hanitzsch/projekte/prekarisierung.pdf) (28.12.2022); Burkhard Schmidt u. a.: *Arbeitsdruck – Anpassung – Ausstieg. Wie Journalist*innen die Transformation der Medien erleben*, OBS-Arbeitspapier 55, Otto-Brenner-Stiftung, Frankfurt/M. 2022, otto-brenner-stiftung.de/fileadmin/user_data/stiftung/02_Wissenschaftsportal/03_Publikationen/AP55_Medienmacher_innen.pdf (22.12.2022).

Die Weiterbildungsreihe bestand aus einem kommunikationswissenschaftlichen Einführungskurs mit disziplintypischen Theorieanteilen, über die großzügig hinwegzusehen ich mich sehr bemühte, einem Social-Media-Crashkurs, einem Training für Fernsehinterviews, das bei einem kommerziellen Anbieter durchgeführt wurde, der sich rühmte, üblicherweise Finanzinstitute, Pharmaunternehmen und Politiker*innen zu schulen, und einem Kurs zum Thema <Storytelling>. Denn, so erfuhr ich, alle wissenschaftsjournalistisch <brauchbaren> Themen müssten «wie eine spannende Geschichte» vermittelt werden: «verständlich», «kurzweilig», «durchaus unkonventionell präsentiert» und gleichzeitig «seriös und wissenschaftlich korrekt», so der Ankündigungstext.

Zwei Dinge konnte ich beobachten. Erstens: Meine frustrierende Erfahrung mit Journalist*innen war kein Einzelfall, sondern wurde breit geteilt. Die Kurs-tage gestalteten sich zu guten Teilen wie Treffen einer Selbsthilfegruppe. Alle Kolleg*innen, egal welcher Disziplin, wussten Negatives über Journalist*innen zu berichten – die eine stand vor dem Problem, dass ihre Aussagen regelmäßig verkürzt und entstellt wurden; ein anderer schilderte, dass es seinen Gesprächspartner*innen so sehr an Allgemeinbildung mangle, dass er nie über die Erläuterung von Banalitäten hinauskäme; eine Dritte verzweifelte, weil sie immer wieder dasselbe gefragt wurde. Das gemeinsame Klagen stiftete eine wohlige Atmosphäre, v. a. aber die Geschäftsgrundlage der als Trainer*innen geladenen Journalist*innen. Weit entfernt davon, die beklagten Gepflogenheiten oder die problematischen Arbeitsbedingungen ihres Metiers in Abrede zu stellen, dienten sie sich als patente und nie um einen Ratschlag verlegene Praktiker*innen an, die zu den Problemen, die ihr eigenes Tun generiert, schnell die passenden Workarounds zur Hand hatten. So lautete das Lernziel: «Sie kennen taktische Maßnahmen, um Ihre Botschaft zu platzieren, da selbst im <kooperativen> Klärungs- und Erörterungsinterview nicht immer die richtigen Fragen gestellt werden».

Das Bild, das dabei entstand – und dies war die zweite Beobachtung, die ich machte –, ist das einer prinzipiellen Asymmetrie, in der Journalist*innen – im kommunikationswissenschaftlichen Jargon: <Gatekeeper> – als diejenigen erscheinen, welche die <Öffentlichkeit> über <Erkenntnisse der Wissenschaft> unterrichten, diese <einordnen> und <erklären>. Ihnen stehen wissenschaftliche Communitys gegenüber, die ihre Erkenntnisse nicht begreiflich zu machen in der Lage sind. Was umso schwerer wiegt, wenn den Theoriemodellen von Medien- und Kulturwissenschaft eine den Naturwissenschaften äquivalente Komplexität oder ein entsprechender Bruch mit Alltagskonzepten gar nicht erst zuge-traut wird. Wissenschaftler*innen erscheinen so als der Beratung bedürftige Mängelwesen: Weder kennen sie ihre «Kernbotschaft» noch ihre «Ziel- und Dialoggruppen», geschweige denn die geeigneten «Kanäle», um das «Ziel der Kommunikation zu erreichen» – eine Diagnose, die angesichts der Social-Media-Aktivitäten vieler Wissenschaftler*innen, die zumeist ganz gut ohne Journalist*innen auskommen, etwas verblüfft.

Das alles ließe sich im wissenschaftlichen Arbeiten getrost ignorieren. Allerdings sehen Hochschulleitungen – anders als noch vor ein paar Jahren – in öffentlicher Vermittlung nicht mehr nur eine fakultative Zusatzaufgabe von Wissenschaftler*innen, sondern fassen sie als Teil notwendiger «Third Mission»-Maßnahmen auf,⁴ zu denen sie die Politik verpflichtet hat. Tatsächlich waren es weniger utilitaristisches Lernbedürfnis, Frust über den Status quo oder gar eitler Mitteilungsdrang, die meine Kolleg*innen in die Weiterbildungsreihe geführt hatten. Vielmehr teilten wir den Eindruck, durchaus unter Druck zu stehen, unsere Forschung öffentlichkeitswirksam zu vermitteln – mal in der Hoffnung, der Drittmittelgeberin gesellschaftliche Relevanz zu vermitteln, mal, weil die Qualifikationsvereinbarung dies schlicht einfordert. Wie aber verhält sich eine solche Erwartung zur habituellen Skepsis gegenüber massenmedialer Präsenz, welche in der Wissenschaft tätige Personen fast immer kennzeichnet? Selbst der in der Corona-Krise omnipräsente Virologe Christian Drosten hat zuletzt in seinen mittlerweile selten gewordenen Interviews Wert auf die Feststellung gelegt, dass er «keinerlei Nutzen» aus seinem gesellschaftlichen Engagement gezogen und sich wissenschaftlich eher geschadet habe.⁵ Diese Spannung auszuhalten, so scheint mir, ist das eigentliche Thema all der Weiterbildungen, die ich besuchte. Anders als die praktischen Ratschläge, die vorgeblich den Inhalt der Kurse bildeten (und sich zumeist eher als Binsen erwiesen), bildete der Austausch über die feinen Unterschiede dieser performativen Herausforderung nicht nur einen Subtext, sondern den wiederkehrenden Inhalt aller Gespräche, die ich beobachtete und an denen ich mich beteiligte. Der Historiker Thomas Etzemüller beschreibt einen Grundkonflikt, mit dem wissenschaftlich Sprechende konfrontiert seien:⁶ Jeder Auftritt – nicht nur in den Massenmedien – produziere wissenschaftliche Wahrheit, müsse aber zugleich in einer spezifischen Weise unbemerkt bleiben, damit die Operation gelinge. So, wie in vielen Texten das «Ich» fehle,⁷ sei eine bestimmte, ganz genau zu treffende Form der Depersonalisierung in «schwebenden Zuständen» vermeintlicher Ausdruck und zugleich Effekt wissenschaftlicher Redlichkeit.⁸ Denn es sei paradoxerweiser gerade eine bestimmte Form der Abwesenheit der Wissenschaftler*in als Person, eine spezifische Performanz, die der Beglaubigung des Wissens vorausliege, so Etzemüller. Diese Performanz, so ließe sich ergänzen, verträgt sich aber kaum mit journalistischen Personalisierungsstrategien; sie steht ihr, im Gegenteil, sogar entgegen. – «Wie hältst du's eigentlich mit dem Fame?», fragte mich in einer gelösten Situation neulich eine Kollegin. Wir versicherten uns gegenseitig, dass wir darauf keinen sonderlichen Wert legen würden – um uns im Anschluss über unsere misslungenen Fernsehauftritte auszutauschen.

⁴ Tim Vorley, Jen Nelles: (Re-) Conceptualising the Academy. Institutional Development of and beyond Third Mission, in: OECD Higher Education Management and Policy, Bd. 20, Nr. 3, 2008, 119–133, doi.org/10.1787/hemp-v20-art25-en.

⁵ Birgit Herden, Sascha Karberg: Christian Drosten zu Überlastung. «Die Notsituation in den Kliniken wird quälend lange dauern» (Interview), in: Der Tagesspiegel, 27.12.2022, tagesspiegel.de/wissen/christian-drosten-im-interview-die-not-situation-in-den-kliniken-wird-quaelend-lange-dauern-weil-so-viele-erregere-zirkulieren-9071788.html (12.1.2023).

⁶ Thomas Etzemüller: «It's the performance, stupid». Performanz → Evidenz: Der Auftritt in der Wissenschaft, in: ders (Hg.): Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft, Bielefeld 2019, 9–46.

⁷ Hier ließe sich einwenden, dass diese Performanz im Falle eines situierten Schreibens grundsätzlich anders verlief; Etzemüller nimmt diese nicht in den Blick.

⁸ Etzemüller: «It's the performance, stupid», 17.